



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Eine Wallfahrt nach Jerusalem. 5. : Die Protestanten. - Die fränkische Gesellschaft in der heiligen Stadt. - Consuln. - Handwerksburschen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

5.

Die Protestanten. — Die fränkische Gesellschaft in der heiligen Stadt. — Consuln. — Handwerksburschen.

Eine protestantische Gemeinde besteht in Jerusalem erst seit etwa zwanzig Jahren, doch waren schon ein Jahrzehnt früher einzelne Evangelische hier anständig. Die ersten Ansiedler waren Agenten der englischen Judenmission, die im Jahr 1820 hier ihre Arbeit begannen. 1834 erschienen Amerikaner, welche die Griechen zu bekehren versuchten, damit aber keine Erfolge erzielten und bald wieder abzogen. Das Jahr darauf setzten sich die englischen Missionäre fester und man dachte an Erbauung einer Kirche. 1838 wurde der Bauplatz dazu erworben, 1842 der Grundstein gelegt, 1848 war sie vollendet. Sie steht auf dem Zion und zwar an der Stelle, die einst der Palast des Herodes einnahm, und nimmt sich recht gut aus. Der Stil ist der gothische. Ein Thurm fehlt, und so hat man die Glocke am Eingang aufgehangen. Das Innere erinnert durch die über dem Altar angebrachte schwarze Marmortafel, auf der man in hebräischen Goldbuchstaben das Vaterunser und die zehn Gebote liest, an die ursprüngliche Gestalt der Gemeinde, die zu drei Vierteln ihrer Glieder aus getauften Juden bestand. Auch ihr erster Bischof — er hieß Alexander Wolff und traf 1841 hier ein — war von Geburt Israelit.

Im Jahre 1846 kam zu diesem Grundstamm der Protestanten ein anderes Element. Deutsche Handwerker erzählten einem Herrn Spittler in Basel von dem Elend und dem Bettel der jerusalemers Bevölkerung, und derselbe fand sich dadurch bewogen, hier ein „Brüderhaus“ zu gründen. Er schickte einige Handwerker hierher, um das Volk nützliche Dinge zu lehren und nebenbei als Laienmissionäre zu wirken. Die Anstalt wollte indeß nicht gedeihen, da sie nicht auf genaue Kenntniß der Verhältnisse basirt und die „Brüder“ zum Theil übel gewählt waren. Die intelligenteren fanden die ihnen auferlegte Verpflichtung, gewählos zu bleiben, zu hart und traten zu den Engländern über, die ihnen bereitwillig die Heirath gestatteten. Jetzt ist das Brüderhaus in der Haupt-

sache ein kaufmännisches Geschäft, welches, namentlich durch die Talente und die Rührigkeit eines Herrn Löwenthal, zu verhältnißmäßig großer Ausdehnung und Blüte gelangte.

1846 bekam die Gemeinde in Samuel Gobat, einem Berner, der früher Missionär in Habesch, dann Director einer Missionsanstalt auf Malta gewesen, einen neuen Bischof. Fünf Jahre später begründete der bekannte Pastor Fliedner, unterstützt vom König von Preußen, ein Diakonissenhaus in Jerusalem, welches die Bestimmung hatte, Kranke zu pflegen und die Jugend zu unterrichten. 1852 kam in einem der aus Schleswig vertriebenen Pastoren ein Prediger für den immer stärker werdenden deutschen Theil der protestantischen Gemeinde an. Im nächsten Jahr trat zu der Judenmission eine andere, welche ihr Augenmerk vorzüglich auf die arabischen Christen lateinischen und griechischen Bekenntnisses richtete. Die Zahl der Protestanten Jerusalems betrug im Jahre 1848 nicht mehr als etwa 70, jetzt dürfte sie ungefähr viermal so groß sein. Anfangs fast nur aus Proselyten bestehend, hat die Gemeinde gegenwärtig eine weniger jüdische Physiognomie. Zuerst vorwiegend englisch in der Zusammensetzung ihres fränkischen Theils, begreift sie nun mehr Deutsche als Engländer in sich. Von letztern rechne ich 35 bis 40, von ersteren 45 bis 50 zusammen. Die Zahl der Proselyten soll sich auf etwa 120 belaufen, und zwar sind davon ungefähr 80 bekehrte Juden, und der Rest besteht aus Griechen, Lateinern und Armeniern, die zum Protestantismus übergetreten sind. Nur halb zu zählen sind die sogenannten Enquirer, Juden, die sich zur Annahme des Christenthums gemeldet haben und die Kirche besuchen, aber noch nicht getauft sind. Wie viele deren sind, läßt sich nicht wohl angeben, da dieser Anhang der Gemeinde unsicher und schwankend ist.

Mit dem Bisthum und der Mission stehen ein wohleingerichtetes Hospital und verschiedene Schulen in Verbindung, von denen die Bischofsschule außerhalb der Stadt über dem Gihonthal die am zahlreichsten besuchte ist. Unter deren Zöglingen befinden sich auch einige mohammedanische Kinder, die Mehrzahl gehört Familien arabischer Protestanten an.

Es ist hier nicht der Ort, sich über den Nutzen von Missionen überhaupt auszusprechen. Wenn aber gewisse Reisende auf der hiesigen einen besondern Segen Gottes ruhen lassen, so ist dem zu widersprechen. Es ist wahr, man hat einige Kinder unterrichtet, Handwerker gebildet und Kranke gepflegt und geheilt, und ich bin der Letzte, der diesen Leistungen die ihnen gebührende Anerkennung verweigern, ihren Einfluß auf die Ausbreitung von Cultur und Civilisation leugnen möchte. Für die Hauptsache aber, oder für das, was der Mission Hauptsache ist, für das Christenthum ist wenig gewonnen worden. Man hat die Satisfaction, eine Anzahl Juden und andersgläubige Christen zum Hochkirchenthum bekehrt zu haben, aber man hat, indem man

sich den Juden nicht nur anbequemte,*) sondern sie sogar bevorzugte, sie fast wie eine Art Adel behandelte, einestheils diese Proselyten geburtsstolz gemacht, andernteils selbst ein gewisses halbjüdisches Wesen angenommen, welches ohnehin schon in dem Geist der englischen Kirche liegt. Und sehen wir uns diese getauften Israeliten an, so nimmt sich der Gewinn noch weniger tröstlich aus. Die meisten sind — wenn anders meine Quelle nicht übertreibt — nicht sowol durch Ueberzeugung als durch ein Verfahren gewonnen worden, welches sich wenig von einem Kauf unterscheidet. Die Mission ist eine Speculation auf die Armuth der jerusalemers Judenschaft. Man beschäftigt jüdische Tagelöhner unter der Bedingung, daß sie an einigen Tagen der Woche eine Missionspredigt hören. Man bezahlt jüdische Eltern dafür, daß sie ihre Kinder in die protestantische Schule senden. Man streckt bedürftigen Juden Darlehne vor und läßt sie ihnen, wenn sie sich „gut aufführen“, d. i. sich zur Taufe bequemen; man bezahlt Mietthen, schickt Kranken Arzneien, Wöchnerinnen Speisen, alles in der Absicht, sie zu fesseln.

Die Folge dieses Treibens liegt am Tage. Viele der Proselyten melden sich nur, um sich helfen zu lassen, einige sind gradezu anrühige Subjecte, nach deren Vergangenheit man nicht fragen darf, da es die Herrn von der Mission in Verlegenheit bringen würde. Man weiß, daß eine Anzahl von Juden eigens zu dem Zwecke nach Jerusalem gekommen sind, um sich hier taufen zu lassen, wo der Uebertritt einträglicher als andernwärts ist, und es gibt Beispiele, wo solche in Religionswechsel Machende sich auf dem Wege an verschiedenen Orten das heilige Wasser appliciren ließen, um die Reisekosten zu bestreiten. Eine ziemliche Anzahl von Proselyten sind auch, als der pecuniäre Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, wieder zum alten Glauben zurückgekehrt, und wenn in diesem Jahr ein Jude in Smyrna, dem der Missionär für den Uebertritt eine Anstellung als Bibelcolporteur mit vier Pfund Sterling monatlich versprochen, wieder zu Moses umwandte, als die Missionsgesellschaft nur zwei Pfund bewilligte, so werden sich dem Vorfall aus dem Wirkungskreise der geistlichen Herrn auf dem Zion mehre ganz ähnliche Metamorphosen an die Seite stellen lassen.

Ich bin weit entfernt, der Ansicht beizupflichten, die Missionäre wünschten auf diese Weise nur dahin zu kommen, für die Mittel, die ihnen von London zufließen, in der Zahl der Proselyten entsprechende Ergebnisse aufweisen zu können. Sie sind, so viel mir bekannt, redliche Seelen und der Grund ihres Verfahrens liegt wol vielmehr darin, daß sie dem Taufwasser magische Kraft

*) Man hat bei dem hebräischen Gottesdienst in der Zionskirche Gebetbücher mit den gewöhnlichen jüdischen Gebeten in Gebrauch, welche letzteren nur wenig abgeändert, nur mit einigen Anspielungen auf christliche Glaubenssätze vermehrt sind.

beimessen, ein Glaube, von dessen Grundlosigkeit sie freilich schon längst die Erfahrung überzeugt haben sollte.

Der Geist, der die jerusalemmer Protestanten mit wenigen Ausnahmen durchweht, ist eine Zusammensetzung aus englischem Hochkirchenthum, jüdischem Wesen und deutschem Pietismus, wozu sich in neuester Zeit noch ein bedenklicher Chiliasmus gesellt hat, der in der Apokalypse das Hauptbuch des Neuen Testaments zu sehen und die Träumereien Elliots als tiefe Wahrheiten zu betrachten scheint. Man hat nicht genug an dem Gottesdienst in der Kirche und hält darum jede Woche noch Bestunden in einem Privathause, wobei außer den Geistlichen auch Laien sich mit Gebeten und Ermahnungen hören lassen. Als Ursache dieser Einrichtung gab man mir folgendes an. Bekanntlich brach im vorigen Jahre in Amerika wieder einmal ein jener „Revivals“ aus, welche die Gemüther der Yankee's von Zeit zu Zeit erschütterten. Geistliche und Laien wurden von dem religiösen Enthusiasmus wie von einer ansteckenden Krankheit erfaßt, von Grasschaft zu Grasschaft, Staat zu Staat pflanzte sich der wilde Taumel fort. Advocaten, Commis, Weiber organisirten sich zu großen Betergesellschaften, schrien unter Zuckungen und Berrenkungen Gott um Erbarmen mit ihrer Sündhaftigkeit an, weiffagten von der Nähe des jüngsten Gerichts und trieben allerlei andern gottesfürchtigen Unfug. In Schottland entwickelte sich aus der Kunde hiervon eine ähnliche Epidemie. In Jerusalem sah man in diesem Wahnwitz einen besondern himmlischen Segen, eine Art Ausgießung des heiligen Geistes, eine der „Wehen vor der Wiederkunft des Herrn.“ Dazu kam die Meinung, daß die Welt in den letzten Jahren auffallend gottloser geworden, dazu wieder die Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse in Europa, der Aufgang des Napoleonischen Sterns, der orientalische Krieg und zuletzt die drohenden Aspecten in Italien. Man schien in dem Kaiser der Franzosen den Antichrist, mindestens seinen Vorgänger zu erblicken, man sprach ausdrücklich davon, daß die Ausgießung der vorletzten Zornschale der Offenbarung Johannis bevorstehe, die Parusie Christi nahe vor der Thür sei. So bereitete man sich denn in jenen Conventikeln, an welchen ich den Bischof mit allen übrigen Geistlichen der Gemeinde theilnehmen sah, auf das Ereigniß vor, ahnte bis auf weiteres das Thun der Amerikaner nach und erwartete, daß demnächst auch hier die rechte Erweckung beginnen werde. Wie sonst vollkommen verständige, durchaus ehrenwerthe Männer in ein solches Treiben hineingerathen konnten, ist nur daraus erklärlich, daß man hier von den großen Kreisen der Bildung entfernt und dem Schauplay der jüdischen Messias Hoffnungen um so näher ist. In der That ich dachte während der Gebete jenes Conventikels lebhaft an die oben beschriebene Scene auf dem Klageplay der Juden. Ich dachte aber auch noch an etwas Anderes.

Nicht weit vom Palast des armenischen Patriarchen wohnt seit Jahren schon unter einem Feigenbaum ein englischer Sonderling Namens Jones (nach andern Dickson), der sich, in allen übrigen Dingen ziemlich vernünftig, für den Johannes Baptista des wiederkehrenden Christus hält. Er stößt jeden Morgen und jeden Abend in die Posaune, um die Nähe des tausendjährigen Reichs, mit dessen Engeln er gelegentlich in Visionen Zwiesprache hält, der heiligen Stadt zu melden. Früher sah man ihn mit einem Lamm, das er an einem Bande führte, spazieren gehen, und da er sich auf die Malerei versteht, so porträtirte er das Thier, und zwar der Abwechslung halber bald weiß, bald blau, bald in andern Farben. Zwei der hiesigen Geistlichen besuchten ihn einmal, um ihn von seiner Monomanie zu heilen. Als sie aber weggingen, fanden sie, daß ihre Vorstellungen ihn nur in der Ueberzeugung von seiner Mission bestärkt hatten. Der Besuch der „Schriftgelehrten“ war ihm ein Zeichen gewesen, daß er der rechte Johannes sei. Was ich mit dem einen der Geistlichen sprach, wird dieselbe Wirkung gehabt haben. Aber vielleicht werden dem Beklagenswerthen einmal die Augen aufgethan werden und er wird die betrübende Wahrheit erkennen, daß Mr. Dickson nur die Caricatur der übrigen Chiliasten ist, denen blos der Feigenbaum, die Posaune und das blaue Lamm mangeln. Bis dahin mag er mir, der ihn in andern Beziehungen hoch schätzt, ein geneigtes Andenken bewahren.

Daß der Streitteufel, der in der Luft Jerusalems schwebt, auch unter den Protestanten Unheil anstiften würde, war schon deshalb zu erwarten, weil er in der Verschiedenheit der Nationen, welche die Gemeinde vereinigt, und in der starren, stolzen Exklusivität der englischen Hochkirche ein passendes Feld für seine Saat fand. Ebenso verstand sich von selbst, daß es dabei zu keinen solchen Unwürdigkeiten und Roheiten kommen könnte, wie sie die Streitigkeiten der Lateiner und der Griechen bezeichnen.

Es war indeß immerhin schlimmer, als es hätte sein sollen. Lange Zeit bemühte sich der König von Preußen vergeblich, der preussischen Kirche in Jerusalem eine ebenbürtige Stellung mit der englischen zu erwirken. Die britischen Bischöfe schlugen das Verlangen, dem hier wie in England den Gottesdienst regelnden Commonprayerbook die Fürbitte für den deutschen Fürsten einzuverleiben, rund ab. Sie wollten dem deutschen Geistlichen die Erlaubniß, in der gemeinschaftlichen Kirche zu functioniren, nicht eher ertheilen, als bis er sich der englischen Ordination unterworfen habe, die nach dem Glauben der Hochkirche allein den rechten heiligen Geist fortpflanzt. Sie gestatteten zwar, daß die deutsche Sprache in der Kirche gebraucht werde, aber die Deutschen sollten nur Nachmittags eine Predigt in ihrer Zunge hören und sich nur der englischen Liturgie bedienen dürfen. Das gab natürlich böses Blut und rief wiederholten Einspruch gegen diesen Hochmuth hervor, der um

so weniger Recht hatte, als Preußen beträchtliche Summen zu den kirchlichen Instituten beitrug und namentlich den Gehalt des Bischofs zum großen Theil bestritt. So kam es zu einem Compromiß, welches dem deutschen Pfarrer die Kanzel in der Zionskirche aufschloß, ihm den Gebrauch eines preußischen Kirchenbuchs bei der Liturgie zugestand und die Fürbitte für den König von Preußen geschehen ließ. Auch haben die Engländer auf die Reordination der deutschen Geistlichen Verzicht geleistet. Allein die Stellung des deutschen Theils der Gemeinde ist noch immer eine untergeordnete; denn ihr Prediger darf nur einen Sonntag um den andern und dann nur des Nachmittags in der Kirche den Gottesdienst halten, und wenn der Bischof in deutscher Sprache predigt, wird noch immer die Uebersetzung der englischen Liturgie gebraucht.

Ich wohnte einem dieser Nachmittagsgottesdienste bei, und ich kann nicht sagen, daß er mich sehr angesprochen hätte. Die Predigt des Bischofs über geistige Auferstehung war nicht übel; doch störte der Schweizerdialekt mit Worten wie Finschterniß, giebscht, bischt u. a., und die halbenglische Weise freizusprechen und gleichwol gelegentlich aufs Blatt zu sehen, wollte auch nicht gefallen. Evangelium und Epistel wurden von einem andern Geistlichen mit stark englischem Accent verlesen, die Melodie: „Jesus meine Zuversicht“ nach einer weniger schönen Melodie als bei uns gesungen. Das Commonprayerbook mag sich englisch recht gut ausnehmen. In deutscher Version, in deutschen Gemeinden angewendet, macht es mit seinen genau formulirten Anweisungen, Gott „proper“ zu dienen, den Eindruck eines Stifettenbuchs, welches die Cour am herrgöttlichen Hofe ordnet; mit seinem fünfmaligen Vaterunser aber und seinem abwechselnden Sprechen der Psalmenverse durch Geistlichen und Gemeinde erinnert es bald an die klappernde Paternostermühle katholischer Rosenkranzandachten, bald an das gedankenlose und übelklingende Hermurmeln der Gebetordnung in Judenschulen.

War nun in dieser Hinsicht wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Theilen der Gemeinde hergestellt, und schienen die Geistlichen derselben sich jetzt gut miteinander zu vertragen, so fand Asmodi, oder wie der Säemann des Aergernisses in Jerusalem sonst heißt, in neuester Zeit doch wieder Gelegenheit, Unkraut unter den Weizen zu säen, und es entbrannte ein großer Zank zwischen dem Bischof und dem englischen Consul, der die Gemeinde noch jetzt in zwei Hälften trennt. Was die eigentliche Ursache und der Gegenstand des Zerwürfnisses war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die bischöfliche Partei drückte sich darüber sehr unbestimmt aus, so daß ich glauben möchte, auch sie sei nicht ganz ohne Schuld. Mit den Gegnern aber meinte ich mich nicht einlassen zu dürfen, da ich in diesem Fall den mir näher stehenden Deutschen, welche mit der großen Mehrzahl der englischen Glieder der Gemeinde eifrig bischöflich sind, verdächtig geworden wäre. Viel-

leicht erzählt uns Fräulein Friederike Bremer, der es möglich war, sich in den Soireen beider Parteien zu bewegen, Genauerer; indeß ist bei der Art dieser Dame, Herlichkeiten zu vermeiden und sich durch Dankbarkeit in ihrem Urtheil bestimmen zu lassen, nicht viel Brauchbares zu erwarten.

Nach dem, was ich erfuhr, war der Zank im Wesentlichen ein Etikettenstreit, seine Hauptursache der Ehrgeiz einer Frau. Die Frau Consulin, Tochter eines Pfarrers Mac All, der eine Widerlegung des Talmud geschrieben, selbst eine Gelehrte, wollte eine Rolle spielen, die Erste in der Gemeinde sein, in die Geschäfte des Bischofs hineinreden, die alte Vergötterung der Juden fortgesetzt sehen, das auserwählte Volk andern Proselyten vorgezogen haben u. s. w. Der Bischof ging darauf nicht ein. Seine Gemahlin, deutsch ehrlich, ein wenig derb und geradezu, verhielt nicht immer, was die Etikette zu verhalten gebot. Der Consul, ein Engländer, wie man sie sich bei uns alle vorzustellen pflegt, sonderlich und wunderlich, steif und starr, im Uebrigen vom Willen seiner „Missis“ abhängig, stellte sich in Bullenbeißerposition, umgab sich mit einigen anruchtigen Subjecten aus der von der Frau Consulin protegirten getauften Judenheit, intriguirte in Zeitungen gegen „the prussian bishop“ und gerieth, als die Gegner nicht nachgaben und seinem groben Geschütz gegenüber ebenfalls Batterien aufführten, in solchen Aerger, daß er den Bischof durch Ankündigung von Stadtarrest zu seinem Willen zu nöthigen suchte. Nach langem unerquicklichen Hin- und Herschreiben bekam er in London wie in Berlin Unrecht, und daß er wirklich im Unrecht war, geht für mich mit Evidenz daraus hervor, daß der preußische Consul auf Seiten des Bischofs steht.

Ich erzählte im vorigen Capitel, wie sich ein Spanier erkundigt, ob man in Jerusalem angenehm leben könnte, und will nun ausführlich darauf antworten, so weit die Antwort nicht schon im Bisherigen liegt. Von selbst versteht sich, daß es hier kein Theater gibt, daß ein Ball von den Frommen als eine mindestens ebenso verdammenswerthe Entheiligung Zions angesehen werden würde, als die Prügeleien am heiligen Grabe, daß die Crinolinen sich der engen Straßen wegen auf sehr bescheidene Maße beschränken müssen. Eine Ausnahme auf dem Bezetha ist eine doppelte Kühnheit, da sie, allerdings gigantisch, nicht nur gegen die Mauern der Gassen, sondern auch gegen die (vielleicht zu prüden) Schicklichkeitsbegriffe des weiblichen Zion anstößt. Indeß schließt der Mangel dieser Dinge eine behagliche Existenz nicht aus. Leider fehlen aber auch manche andere, vielleicht wesentlichere Erfordernisse. Zunächst ist für Musik nur dürftig gesorgt. Fortepianos gibt es in Jerusalem, so viel mir bekannt, fünf, gute nur zwei, Personen, die mehr als zu klimpern verstehen, gleichfalls nicht mehr als zwei. Die Engländerinnen interessirt nur Kirchenmusik und Walzer. Von den deutschen Damen spielt, wie ich glaube, Frau v. Pizzamano, wenigstens steht in ihrem Salon ein Pianino, und

sodann die Gemahlin des preussischen Consuls, letztere, als Tochter von Moscheles, natürlicherweise vortrefflich. Mit dem Gesang steht es nicht viel besser. Deutsche haben ein Singkränzchen gegründet, welches beim Jahresfest der Diakonissinnen in recht braver Weise mitwirkte. Die eine Tochter des Bischofs besitzt eine schöne Stimme, die aber leider keine Schule hat. Außerdem hört man in Jerusalem nur Orgeln, arabische Pauken und Schalmeien, arabische Lieder, die durch die Nase gesungen werden, und das unaufhörliche klagende Geheul der türkischen Hörner auf Kasernenhof und Exercirplatz.

Spaziergänge verbietet am Tage die Sonne, am Abend der Thorschluß und die Unsicherheit der Umgegend. Eine englische Dame, die vor einigen Monaten den Verhältnissen Trost bot und nach Sonnenuntergang einen Besuch außerhalb der Stadt wagte, wurde am andern Morgen ermordet aufgefunden, ein Deutscher, der in einem Garten vor dem Jaffathor wohnt, schon zweimal von Räuberbanden heimgesucht und das eine Mal ausgeplündert. Der gewöhnliche Spaziergang ist ein steiniger, baum- und schattenloser Platz vor dem obengenannten Thor, der nur das Gute hat, daß man hier den Westwind frisch, wie er vom Meer herkommt, und ohne Eau de Jerusalem in die Lungen ziehen kann. Zuweilen arrangirt man ein Mittagsmahl unter einem der Bäume im Sihonthal oder unter der großen Terebinthe zwischen dem Jaffa- und dem Damaskusthor. Der Platz muß aber vorher sorgfältig untersucht werden, da die Araberinnen, die hier ebenfalls ihre Picknicks halten, auf solchen Orten Andenken zurückzulassen pflegen, die man nicht gern mit heimnimmt.

Clubs, wo man des Abends seinen Robber Whist spielen könnte, gibt es nicht, Leihbibliotheken ebenso wenig. Die Zeitungen kommen so spät an, daß man hier in politischen Dingen stets um vierzehn Tage jünger ist, als das vom Telegraphen genährte, von den Eisenbahnen verproviantirte westeuropäische Publicum. Von deutschen Blättern sah ich nur die Triester und die Neue Preussische Zeitung. Die Nachricht von dem Ultimatum Oestreichs an Sardinien erfuhr ich nicht vor dem 8. Mai, dagegen spukte die Schlacht bei Solferino gewissermaßen vor, da sich schon am 15. Mai unter den hiesigen Griechen und Italienern das Gerücht verbreitete, Oestreich habe eine große Niederlage erlitten und bei derselben nicht mehr und nicht weniger als 30,000 Mann an Todten eingebüßt.

Von Hauslehrern, Musikunterricht für Kinder muß abgesehen werden, da man sich die Gelegenheit von Europa verschaffen müßte, und dies zu große Kosten verursachen würde. Gute Dienstboten sind selten und theuer. Köchinnen hat man sich ebenfalls aus der Heimath mitzubringen, da mit Araberinnen in der Küche absolut nichts anzufangen ist. Geschickte Handwerker gehören gleichermaßen zu den Seltenheiten, indeß kann man jetzt wenigstens einen leid-

sich guten Stiefel und einen erträglichen Rock gemacht bekommen. Alles was zum Lurus gehört, muß von auswärts verschrieben werden und ist in Folge dessen in der Regel noch einmal so theuer als in Deutschland. Indes dürfte das mit der Zeit sich anders gestalten, da das Bestreben des obengenannten Kaufmanns Löwenthal, die Jerusalemer mit den Bedürfnissen der Cultur zu versehen, einestheils sich auf andere Branchen als die nothwendigsten ausdehnen, andernteils nicht ohne Concurrenz bleiben wird.

Daß Jerusalem ein gesunder Aufenthaltsort sei, wird man schon aus seiner hohen Lage schließen. Die Hitze ist im Sommer ziemlich stark, aber wegen der reinen Luft nicht eben sehr drückend. Vermittelte, denen es in der Stadt zu heiß wird, halten unter Zelten in Thälern, welche dem Winde offen sind, eine Art Sommerfrische. Landhäuser anzulegen ist der Beduinen wegen nicht gerathen. Von Krankheiten kommen vorzüglich Wechselfieber, die Folge der Cisternen, welche sich in jedem Hof befinden, Augenentzündungen, Dysenterien, Masern und eine Halskrankheit vor, welche in Anschwellung der Mandeln besteht und bisweilen tödtlich wird. Aerztliche Hilfe ist zur Genüge vorhanden. Die Herren sind zwar mit Ausnahme des Judenthums Engländer, und diese geben der Apotheke oft mehr zu verdienen, als die neue deutsche Schule gutheißen würde, aber man hat Ursache, Gott zu danken, daß man sie hat und nicht an Italiener verwiesen ist, die im Wesentlichen mit Blutigel und der Lanzette curiren.

Wohnungen sind sehr theuer, und ebenso sind in den letzten zehn Jahren die Preise der Lebensmittel gestiegen. Ein geheizter Ofen — im Winter eine Wohlthat und darum jetzt nicht selten unter den Franken — ist gleichfalls ein Gegenstand, der nicht unbeträchtliche Ausgaben erfordert. Man brennt Knickholz und Gestrüpp, welches aus der Gegend von Hebron kommt und bündelweise verkauft wird.

Die Auswahl von Speisen ist sehr beschränkt, und so hat das Genie der Hausfrauen, aus Einerlei Mancherlei zu machen, weiten Spielraum. Rindfleisch ist selten und niemals gut zu haben, Kalbfleisch gar nicht. Das Schaf liefert wie in der ganzen Levante auch hier das Hauptgericht für die Tafel. Außerdem kommen bei Wohlhabenden Hühner, Kalkuten, Rebhühner und wilde Tauben, im Winter Fische, bisweilen auch Hasen und Gazellen auf den Tisch. Amerika schickt Schinken, die Lombardei Salami. Kuhmilch ist schwer zu bekommen, man hat sich daher mit Ziegenmilch zu begnügen. Mit der Butter muß in den letzten Jahren eine erfreuliche Veränderung vorgegangen sein; während andere Reisende darüber klagen, habe ich im Hospiz nur sehr wohlschmeckende gefunden. Trockne Gemüse werden eingeführt, namentlich Reis, der in der Form von Pillaw auch von den Franken häufig genossen wird. Die achtbare Familie der grünen Gemüse ist nur durch die

Gurke, und ihren Vetter, den Kürbiß, ferner durch die Bohne, und ihre Stiefschwestern Erbse und Linse, durch Kopfsalat, Spinat und Rüben so wie durch Artischocken vertreten. Die Kartoffel ist so aus der Art geschlagen, daß ihre Verwandten in Deutschland sie nicht als verwandt, kaum als verschwägert anerkennen würden. Die palästinenfischen Feigen verhalten sich zu denen von Smyrna wie die Orangen von Jaffa zu denen, die uns Sicilien spendet. Dagegen sollen die Melonen sehr schön sein, und ebenso werden die Trauben von Hebron hoch gerühmt.

Für Getränk ist zunächst durch die Cisternen gesorgt, deren Wasser in der Zeit, wo ich in Jerusalem war, wie das beste Quellwasser schmeckte; es soll durch Ablagern noch besser werden und niemals die garstige Blume und Farbe annehmen, die man bei längern Seereisen an dem mitgenommenen Wasser zu vermögen hat. Der gebildete Verehrer der Gaben Gottes lebt nicht von Wasser allein, und so genießt er hier auch Kaffee, den ich an den meisten Orten schlecht, und Thee, den ich überall gut bekam. Desgleichen stärkt und erfreut er sein Herz mit Wein; wenn er vermögend ist, mit Bordeaux Nummer eins (Nummer zwei scheint ein Absud von Blauholz, Heidelbeeren und Alaun zu sein), Champagner, Marsala und Sherry, wenn er hochkirchlicher Geistlicher ist, mit dem würdevollen Port, dem Magentrost und Sorgenbrecher der Männer Altenglands. Der hiesige Landwein ist, gut behandelt, ein nicht zu verachtendes Raß. Er hat dann einen Geschmack wie Retsmüller und das selbe Feuer. Ich sah nur weißen. Der beste wird von zwei Deutschen, dem Hospizwärter Thiel und einem gewissen Schäfer in Bethlehem bereitet. Ob er sich hält und durch Alter gewinnt, ist noch nicht versucht worden, da man hier keine geeigneten Keller besitzt. Wie ich hörte, verschickt man ihn jetzt an Spittler in Basel, und wer von den Lesern seinen Geschmack probiren will, kann ihn von da ziemlich wohlfeil beziehen. Vielleicht stellt sich dort seine Haltbarkeit heraus, und dann ließe sich durch seine Einführung in die Kirchen der gesunkene Abendmahlsbesuch aufbessern — ein Gedanke, der denen, welche sich in Jerusalem selig fühlten, gewiß praktisch scheinen wird. Der Wein der Juden ist ein süßlicher rothgefärbter Mischmasch, den Vater Noah, wie ich mir ihn denke, gewiß nicht gemocht hätte. Schnäpse aller Art findet man in den griechischen Schenken, englische Biere bei Löwenthal und im Hotel von Hauser auf der Christengasse. Daß auch deutscher Gerstensaft in Jerusalem quillt, werde ich mit gebührendem Patriotismus im nächsten Capitel an einem Beispiel erläutern.

Der Ton, der durch die fränkische Gesellschaft geht, ist, wie dies von einer kleinen Colonie nicht anders zu erwarten, ziemlich kleinstädtisch. Ausnahmen scheinen selten zu sein. Es ist, als ob die Häuser trotz ihrer dicken Mauern durchsichtig wären, so gut ist jeder über die Verhältnisse seines Nach-

bars unterrichtet. Der Klatsch ist in allen Nüancen ausgebildet, ebenso das übelnehmiſche Wesen, welches sich an kleine Verlegungen der Etikette stößt. Wird man jemand in Gesellschaft vorgestellt, so erwartet er einen Besuch, namentlich wenn er sich zu den Honoratioren rechnen darf. Kommt man nicht, macht man eher bei andern als bei ihm Visite, hält man sich bei andern länger auf, so ist er verletzt, und es kann einem begegnen, daß er beim nächsten Zusammentreffen vergessen hat, daß man existirt.

Sehr verdient um die Geselligkeit unter den Franken macht sich der protestantische Bischof durch seine Soireen, die er während meiner Anwesenheit jede Woche veranstaltete, und zu denen außer den Consuln und andern Einheimischen von Distinction auch Fremde, die ihm vorgestellt worden sind, Einladungen erhalten. Ich sah hier den preußischen, den russischen und den französischen Consul, den russischen Bischof, die verschiedenen Geistlichen der englisch-deutschen Gemeinde, den englischen Arzt, russische und amerikanische Reisende und einen Kranz von Damen. Man unterhielt sich über Tagesfragen, besah sich die auf den Tischen des Salons ausliegenden neuesten Bücher über den Orient, muscirte ein wenig, ließ sich Thee und später Wein mit Confect präsentiren, alles ziemlich ungewungen. Wenn zum Schluß die ganze Gesellschaft aufrauschte, um ein Capitel aus der Bibel vorlesen zu hören, und dann, das Gesicht nach der Stuhllehne gekehrt auf die Knie fiel, um zu beten, so mag das Deutschen eigen vorkommen. Bei einem Bischof der englischen Kirche ist es Gewohnheit und als solche zweite Natur.

Zum Schluß ein Wort über die Hauptpersönlichkeiten der fränkischen Gesellschaft in Jerusalem. Dahin gehören zunächst die Consuln, die Mitregenten der Stadt. Sie sind hier, da ein Handel mit Europa kaum existirt, lediglich Richter und politische Agenten. Der erste war der englische; er zog schon 1839 hier ein. Ihm folgten 1843 ein preußischer, ein französischer und ein sardinischer. Etwas später traf ein spanischer, dann ein amerikanischer ein, dann, im März 1849 ein österreichischer, endlich, und zwar erst vor zehn Monaten, ein russischer. Bis zum Jahre 1855 duldeten die Türken nicht, daß die Consulate ihre Flaggen entfalteten. Die Feier des Falls von Sebastopol gab Veranlassung, dies zum ersten Mal zu thun, und jetzt wehen die Farben der verschiedenen Nationen, von Kronen überragt auf ihren hohen Masten jeden Sonntag und bei allen sonstigen Feierlichkeiten.

Jeder Consul hat seinen Dragoman, der in der Regel ein Armenier ist, seine Kawaschen, Türken oder Araber, welche ihm als Boten, Aufwärter und Polizeileute dienen, und deren er nach Belieben und Vermögen zwei oder drei hält, endlich in der Regel auch seinen Kanzler. Die Dragomane sind nicht bloß Dolmetscher, sondern betreiben zugleich Geld- und Mäklergeschäfte. Keiner von ihnen spricht deutsch, denn die Geschäftssprache ist italienisch. Jedes

Consulat hat in den kleinern Städten Palästinas Consularagenten, meist wohlhabende Araber, die bisweilen für ihre Bestallung, welche ihnen einen Titel, das Recht Kawaschen zu halten, eine Flagge auszustrecken und andere Vortheile gewährt, recht erkenntlich sein sollen. Auf der Straße zeigt sich ein Consul nie anders als mit seinem Kawaschen, der, wenn sein Herr daheim ist, an der Thür als Portier Wache hält. Von den consularischen Ehren in der katholischen Kirche ist im Vorigen die Rede gewesen; die protestantische weiß nichts davon.

Das Ansehen der Consuln wechselt mit dem Ansehen der betreffenden Gesandten in Konstantinopel. Der beliebteste scheint der preussische zu sein, der mächtigste war bis vor kurzem der französische, aber weniger durch die geschickte Politik, die er übte, als durch den Zwang, mit dem der Herr von Thouvenel in Konstantinopel mit den 25,000 Franzosen, die damals bei Skutari lagerten, seine Forderungen unterstützte, und die Angst vor Absetzung, in der Kiamil Pascha den Franzosen allenthalben willfahrte, bis es der Pforte zu stark wurde, und sie den ängstlichen, nachgiebigen Vertreter ihrer hiesigen Interessen durch den jetzigen Pascha ersetzte. Die letzte wichtige Errungenschaft der Franzosen war die Abtretung der Annenkirche an sie. Da diese seit Jahrhunderten im Besiz einer mohammedanischen Gemeinde war, und an Christen nicht einmal gern Privathäuser, geschweige denn Moscheen überlassen werden, so hielt es schwer, dies durchzuführen, und als es erreicht war, erregte es nicht bloß den Zorn der Türken und Araber, sondern auch den Meid der christlichen Seiten. Die Franzosen hatten Kiamil Pascha versprochen, ihm, falls er beihilflich, das Muschirat zu verschaffen. Dann hielt man in Stambul um die Kirche an. Die Pforte erkundigte sich bei Kiamil, was an derselben sei, und dieser antwortete, ein Steinhaufen, der einmal eine Kirche gewesen sein solle. Darauf folgte — es war um die Zeit, als der Sultan mit Thränen in den Augen dem Andringen Thouvenels folgte, seinen Ball zu besuchen — die Bewilligung des Gesuchs. Als die Türken erfuhren, daß der Steinhaufe in Wahrheit ein noch wohlerhaltenes Gebäude sei und Thouvenel nicht mehr drücken konnte, wurde der ungetreue Pascha zuerst auf einen untergeordneten Posten in Amasia geschickt und bald darauf aus dem Staatsdienst entlassen.

Sein Nachfolger aber hat sich daran ein Beispiel genommen. Er hält zäh an den Rechten seiner Regierung fest, und der jetzige Consul, ein Herr Barère, wird keine derartigen Eroberungen machen. Er ist ein kleiner Herr mit einem großen Bart, einem etwas verlebten Gesicht und einem stets zu Verbeugungen geneigten Nacken. Als ich ihn in der einen Soiree beim Bischof traf, sah er sich fortwährend um, wie wenn er befürchtete, jemand ver-
gessen zu haben, dem er Verbindliches zu sagen hätte, und man mußte sich von Stuhl zu Stuhl retten, wenn man nicht unter sein Füllhorn von Höf-

lichkeiten gerathen wollte. Das schließt aber nicht aus, daß er eine unglaublich hohe Meinung von seinen Verdiensten um Jerusalem und die Civilisation hat. Daß la France an der Spitze der neuern Culturbewegung steht, ist ihm Axiom, daß er diese Mission hier zu vertreten hat und sie wirklich mit Muth und Gewandtheit vertritt, seine fixe Idee, die er ohne irgendwelche überflüssige Bescheidenheit jedem, der sie hören will, mit Beispielen aus seiner Wirksamkeit vorträgt.

Wenn man ihm glauben dürfte, so hätte der Gute Jerusalem schon zu wiederholten Malen vom Untergang gerettet. Es ist aber nur das Kickerli des gallischen Hahnes en miniature. Vor einiger Zeit stießen betrunkene Lateiner des Nachts auf türkische Soldaten und bekamen Händel. Die Türken zogen, als jene ihre Knüppel gebrauchten, vom Leder und verwundeten einen so schwer, daß er starb. Der französische Consul, zuerst von dem Lärm benachrichtigt, begab sich, statt sofort an Ort und Stelle zu erscheinen und die Kämpfenden zu trennen, nach der Kaserne, weckte den Pascha und forderte ihn auf Ruhe zu stiften. Dies geschah ohne besondere Anstrengung. Der Consul aber schickte noch in der Nacht zu dem Patriarchen und andern vornehmen Leuten und ließ ihnen melden, Jerusalem hätte in der größten Gefahr geschwebt, eine Revolution der Türken gegen die Christen sei ausgebrochen gewesen, sie könnten indeß ruhig weiter schlafen, die Stadt sei gerettet, die Gefahr von ihm beschworen. Aehnlich verfuhr der rührige kleine Herr bei dem letzten Skandal in der Grabeskirche. Als das türkische Militär anrückte, um die Ordnung herzustellen, soll Herr Barère „en avant“ gerufen haben, für seine Person aber weit davon geblieben sein, da das gut für den Schuß ist. Später will er (ich hörte es ihn selbst erzählen) die geschlagenen rache-dürstenden Armenier, als sie sich Verstärkung geholt und sich zu einem Sturm auf die Türken vor der Kirche angeschickt, durch beredte Vorstellungen von ihrem Vorhaben zurückgebracht und so abermals die Christen vor Niedermege- lung durch die Mohammedaner bewahrt haben. Die Wahrheit ist, daß ein solches Unglück gar nicht oder nur in der Phantasie des Herrn Consuls drohte, und daß, wenn Jerusalem gerettet wurde, dies durch die armenischen Geistlichen geschah, welche ihre Leute vom Kampfplatz abriefen.

Nicht besser als dieser Anspruch auf die Dankbarkeit der Jerusalemer ist die Meinung begründet, daß Frankreich im Orient eine civilisatorische Mission verfolge. Im Gegentheil: waren die Türken immer zu Erpressungen geneigt, immer leicht zu bestechen, so ist es damit seit dem letzten Erscheinen der französischen Heere in der Levante ganz besonders arg geworden. Nicht oft ist in neuester Zeit eine Nation so geldgierig, so unverschämt habgierig aufgetreten, als die Franzosen in Konstantinopel. Um nur ein Beispiel anzuführen, ließ die Frau St. Arnauds sich von der Regierung ein Raif mit

zwölf Ruderern liefern, dann erklärte sie, sich mit einem geringern behelfen zu wollen, doch hätte sie sich die Differenz in klingender Münze aus. Als dies gewährt worden, mußte ihr die Pforte ein Hotel ausmöbliren, und kaum war dieses eingerichtet, so veranstaltete sie eine Auction, versteigerte Hotel, Möblement und Raif und zog sich mit dem Erlös nach Paris zurück. Aehnliche Dreistigkeiten erzählt die *chronique scandaleuse* von Stambul noch viele. Die Türken aber merkten sich das und ahmten es, wo Gelegenheit war, nach. Von Engländern, Preußen und Russen wird nichts der Art berichtet; wol aber soll ein früherer österreichischer Internuntius sich von dem Schauplay seiner Thätigkeit am goldnen Horn reicher zurückgezogen haben, als er es nach seinem Gehalt gefollt hätte.

Der englische Consul, ein Herr Finn, ist bereits charakterisirt. Doch ist noch zu erwähnen, daß er seiner grillenhaften rechthaberischen Gemüthsart wegen nicht bloß mit dem Bischof, sondern auch mit seinen Collegen auf gespanntem Fuß lebt. Er soll übrigens fast ebenso gelehrt als seine Frau sein. Wie viel an der von ihm gestifteten antiquarischen Gesellschaft ist, welche die Alterthümer des Landes erforschen soll, habe ich nicht erfahren können. Zahlreich ist sie auf keinen Fall, und besondere Entdeckungen sind von ihr auch nicht bekannt. Indes verdient das Unternehmen insofern Lob, als damit eine nicht unansehnliche Bibliothek verbunden ist, aus der auch an Nichtmitgliedern Bücher entliehen werden. Der Umgebung des Consulats wird viel Ungebühr nachgesagt, namentlich seinem Factotum, dem Juden Meschullam und dessen Sohne.

Auch über den Vertreter Oestreichs ist das Wesentlichste schon bemerkt. Er wohnt in einem schönen Hause auf dem Bezetha, nicht weit vom Damaskusthor und ist jetzt recht vornehm eingerichtet, wozu die Dankbarkeit reicher europäischer Juden für die von ihm ihren Glaubensgenossen in Jerusalem geleisteten Dienste beigetragen hat. In den letzten Jahren war seine Thätigkeit besonders von dem Pilgerhaus in Anspruch genommen, welches nicht fern von seiner Wohnung steht. Von dem Architekten Endlicher in Wien entworfen, wurde es von einem Maurerpolierer aus Prag vollendet. Es ist ein stattliches Gebäude in einem der Stadt sehr wohl angepaßten Stil, doch sollte es höher stehen und im Innern nicht mit solchen zopfigen Guirlanden von Stuckarbeit verziert sein, wie sie der genannte Vollender des Ganzen, ohne Zweifel nach Erinnerungen an frühere Arbeiten in kleinen böhmischen Städten, den Decken und Wänden angeklebt hat. Auch sieht man dem Ganzen eben nicht an, daß es 300,000 Gulden gekostet hat. Man sagt, der Grund habe viele Schwierigkeiten gemacht, es seien große Massen von Schutt und Erde vorher wegzuschaffen gewesen. Man deutet aber auch noch eine andere Erklärung des Mißverhältnisses zwischen Kosten und Leistung an. Der

Dragoman des Generalconsulats hat, ohne der Bank, die er besitzt, Geld zu entziehen, in der letzten Zeit sich mehre Häuser gekauft. Der arabische Tischler, welcher Thüren, Fenster und anderes Holzwerk lieferte, ist aus einem armen Teufel ein wohlhabender Mann geworden. Der Polierer hatte sich, obshon er nichts weniger als ärmlich lebte, sich ein Pferd hielt, bisweilen Vergnügungsreisen machte, eine nicht unbedeutende Summe zurückgelegt. Ich lasse die Schlüsse, die ich daraus ziehen hörte, dahingestellt. Mag sein, daß der Argwohn zu weit geht, (die Betreffenden können ja einen Schatz gefunden haben) mag sein, daß er richtig sieht. Daß der Bau auch höher hinauf eine Steigerung des Wohlbefindens bewirkt habe, möchte ich nicht glauben.

Jetzt denkt der Generalconsul an die Anlegung einer Kunststraße von Jaffa nach Jerusalem, die sofort in Angriff genommen werden sollte, wenn der dazu erforderliche Ferman erlangt und — das nöthige Capital durch Actienzeichnung herbeigeschafft wäre. Mit letzterem dürfte es gute Wege haben, da die Chaussee und die mit ihr verbundene Fahrgelegenheit sich wahrscheinlich nur durch die Pilgerzüge der Osterzeit einigermaßen verzinsen würde, Europa nichts in der Sache thun wird und die Klöster, denen das Unternehmen vorzüglich von Nutzen wäre, ihr Geld anderweit brauchen. Inzwischen wünsche ich dem Gedanken alle mögliche Unterstützung, da Jerusalem der Sehnsucht frommer Seelen dadurch wieder um eine volle Tagereise näher gerückt, andererseits aber der abendländischen Bildung und Aufklärung ihre Mission, die Levante für sich zu erobern und mit ihrem Geist zu erfüllen, wesentlich erleichtert werden würde.

Ueber das sardinische und das russische Consulat weiß ich nichts zu sagen, über das spanische nur, daß sein jetziger Chef ein Araber aus Jaffa ist. Vom preussischen sei zunächst erwähnt, daß ich unter seiner Flagge die angenehmsten Stunden in Jerusalem verlebte, daß ich in dem Herrn des Hauses einen ebenso fein gebildeten und liebenswürdigen, als der Verhältnisse kundigen Mann, in seiner Herrin ein Muster edler Weiblichkeit kennen lernte. Es that ungemein wohl, grade Preußen, die norddeutsche, die protestantische Großmacht, unsere Hoffnung, hier so wohl vertreten zu finden, und wenn ich des Sonntags über unserer Terrasse die schwarzweißen Farben flattern sah, erschienen sie mir nicht bloß deshalb schöner und edler als alle andern, weil sie Preußen bedeuteten, sondern auch weil der Mann, der unter ihnen wohnt, sie durch ein gründliches Wissen, durch edle Thätigkeit, durch ein Dichten und Trachten in echtpreussischem, echtdeutschem Geiste ehrt. Immer werden die Abende im Salon des Consulats, wo die Musikvorträge der Hausfrau Genüsse der Heimath wiederholten, eine werthe Erinnerung bleiben. Lebhaft stehen mir alle Einzelheiten des Hofes mit seinem riesigen Nebstod, seinem Dach von blühenden Schlingpflanzen, der rothen saragenischen Gartenhalle

mit ihrem Springbrunnen und des Gartens selbst mit seinen Blumenbeeten, seinen Granatenbüschen, Cyressen und Drangenbäumen vor der Seele. In frischen Farben erscheint Kadurah, der braune schnurbartige Kawasch, mit der Glasurne des Margileh, aus dessen Schlangenrohr wir den duftigen Raucherpersischen Tabaks trinken,*) mit Fındjan und Sarsf, darin der braune Trank Arabiens. Lebhafter als alles aber bewahre ich das Bild des Herrn dieser anmuthigen Häuslichkeit und der Stunden, in denen es mir gegönnt war, von ihm Belehrung zu holen oder mit ihm Gedanken über Gegenwart und Zukunft auszutauschen. Möge der dankbare Gruß, den ich dem trefflichen Mann und seiner Gemahlin in diesem Blatt über Gebirg und Meer zurufe, auch ihm eine freundliche Erinnerung wecken.

Consul Rosen war früher preussischer Dragoman in Konstantinopel. Er spricht türkisch mit allen Feinheiten dieses Idioms und ebenso arabisch. Eine Uebertragung des türkischen Märchenbuchs „Tutti Nameh“, von ihm vor zwei Jahren herausgegeben, zeugte von Geschmack (die gleichzeitig erschienene Wickershausersche war eine durch wiener Wize verunstaltete Umschreibung des Originals) und ungewöhnlicher Gewandtheit in der Behandlung auch der deutschen Sprache. Jetzt arbeitet er in Mußestunden an der Uebersetzung eines ähnlichen orientalischen Werkes. Als Consul nimmt er die Interessen der von ihm vertretenen Macht fleißig wahr und vermehrt mit Umsicht den preussischen Besitz, der jetzt bereits sehr ansehnlich ist. Das Consulatsgebäude kostete 350,000 Piafter, Diakonissenhaus, Hospiz und Predigerwohnung kamen zusammen auf 450,000 zu stehen. Bei dem raschen Steigen des Werthes der Grundstücke in Jerusalem repräsentiren diese Besitzthümer, von denen Consulat, Hospiz und Predigerwohnung aneinandergrenzen, jetzt etwa das Dreifache ihre Ankaufspreises, also ungefähr dritthalb Millionen Piafter, oder in unserm Gelde 140,000 Thaler. Lärm ist bei diesem Erwerb nicht geschlagen worden, wie bei dem österreichischen Pilgerhaus, bei dessen Erbauung nicht bloß die Absicht, den Franzosen Schach zu bieten, sondern sicher auch das Streben, dem preussischen Hospiz Concurrenz zu machen, leitender Gedanke war. Das österreichische Haus ist bei Weitem geräumiger und schöner, als das preussische. Dafür weben aber um dieses keine von den oben angedeuteten Schatten, die, mögen sie nun Realität haben oder nicht, immerhin Schatten bleiben, Schatten, die wenigstens auf die Möglichkeit schließen lassen, daß der Eine oder der Andere sich die Hände nicht rein gehalten habe.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Verhalten, welches bei den Vorgängen in Nablus der englische, und dem, welches der preussische Consul beobachtete. Bekanntlich brach hier im Jahre 1856 in Folge der Unvorsichtigkeit eines Missionärs, durch die ein Mohammedaner getödtet wurde, ein Aufstand

*) Das arabische Wort „scherib“ bedeutet sowohl trinken als rauchen.

gegen die Franken aus, bei welchem einige derselben um das Leben, andere um ihre Habe kamen. Der englische Consul that nichts, um den von ihm Vertretenen Genugthuung zu verschaffen. Der preußische forderte sofort Ersatz und erlangte ihn endlich trotz mannigfacher Schwierigkeiten. Jetzt meldete sich auch der britische Colleague, aber während Preußen sich ehrlich mit einfachem Entgelt für das zerstörte Eigenthum begnügt hatte, verlangte England mit der Stirn, die es den Griechen in der Pacificoschen Sache gezeigt, das Fünffache. Natürlich erhielt es sein Geld, aber die Rabluser nennen jetzt nur die Preußen noch ehrliche Leute.

Anderere Persönlichkeiten, an denen ich in Jerusalem ein Interesse nahm, sind: Pastor Crowford, der aus reinem Enthusiasmus für Jerusalem und die Mission den Beruf eines Arztes, der ihm in England ein reichliches Einkommen verschafft, mit der Theologie vertauschte und nun seit einigen Jahren im besten Englisch, welches ich je gehört, und mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit der Gemeinde in der Christuskirche das Evangelium predigt, ferner der Missionär Sandrezky und der Professor Levisohn aus Petersburg. Herr Sandrezky hat eine abenteuer- und klippenvolle Schiffahrt durch das Leben gehabt, ehe ihm Bischof Gobat den ruhigen Hasen einer Geschäftsführerstelle der Church Missionary Society öffnete. In Baiern geboren und ursprünglich katholisch, studirte er Jura, ging dann nach Polen, um unter der Fahne mit dem weißen Adler gegen die Russen zu kämpfen, später nach Belgien, ebenfalls um der Revolution zu dienen, wurde in die Fremdenlegion gepreßt, desertirte und kam nach Baiern zurück. Hier fand er natürlich keine Anstellung, doch vermittelte ihm seine Verwandtschaft einen Richterposten in Griechenland. Auf Syra machte er die Bekanntschaft von Schuberts, von dem er sich zum Protestantismus bekehren ließ. Er gab nun die Richterstelle auf und ging als Missionär nach Smyrna, von wo aus er auf Kosten eines reichen Engländers Bone eine Reise durch Kurdistan unternahm, die er beschrieb und herausgegeben hat. Er ist ein Mann von lebhaftester Gemüthsart, der im Alter die Hoffnungen und Ziele seiner Jugend nicht vergessen hat. Bequemer wurde es dem Professor gemacht. Er war Rabbiner im Weimarischen, trat, von der Großherzogin nach Rußland empfohlen, zur griechischen Kirche über und erhielt darauf eine Stelle als Lehrer des Hebräischen an einer petersburger Akademie. Von da kam er vor einiger Zeit nach Palästina, wo er sich mit Auffuchung samaritanischer Bücher beschäftigte. Jetzt hat er sich von Paris eine Lithographirmaschine geholt, mit der er einen Codex des Pentateuch in samaritanischen Charakteren druckt. Seine gelehrte Bildung schien nicht weit über die eines polnischen Rabbiners hinauszugehen, und mehr als naiv klang es, als er uns das achthundertjährige Alter seines Manuscripts damit bewies, daß es in demselben selbst verzeichnet sei. Die Heiligenbilder, mit denen er seine Stube

behangen, waren wol weniger für ihn selbst, als für vornehmen russischen Besuch bestimmt.

Beinahe hätte ich bei der Schilderung der jerusalemers Franken ein Element übersehen, welches nicht vergessen werden darf, wenn die Züge des Bildes das Original vollständig wiedergeben sollen. Ich meine die deutschen Handwerksburschen, die in ziemlich starker Anzahl hier durchwandern. Man kann eben nicht sagen, daß sie der Nation, die sie vertreten, in allen Stücken Ehre machten. Die große Mehrzahl von ihnen besteht in Strohmern, welche, um das in der Heimath von der Polizei beschränkte Wandern fortsetzen zu können, die Grenzen der Civilisation überschritten haben. Um zu arbeiten kommen wenige hierher. Dunkle Vorstellungen von einer besondern Heiligkeit des Ortes, Neugier, der Wunsch, sich daheim rühmen zu können, in Jerusalem gewesen zu sein, Eingelebtheit ins Herumtreiben mögen mit der Aussicht auf freie Herberge und Verköstigung in den hiesigen lateinischen Klöstern die Hauptbeweggründe sein, die sie hierher führen. Viele sind Trunkenbolde der ärgsten Art, und die Klöster und Consulate wissen von ihnen viel Schlimmes zu berichten.

Manche haben ungeheure Touren gemacht, und die Ausdauer und Unererschrockenheit, die sie dabei entwickeln, wäre eines bessern Zieles würdig. Es gibt unter ihnen Leute, welche ohne anderes Motiv als ihren Bummeltrieb in Armenien und Kurdistan, am Sinai und an den Katarakten des Nil gewesen sind; ja eines Nachmittags kam im Hospiz ein Schuhmachergesell aus dem Preussischen an, der die unendlich lange Reise von Indien nach dem persischen Meerbusen, von da nach Bagdad und von dort durch die große syrische Wüste nach Damaskus und Beirut glücklich zurückgelegt haben wollte und ein Zeugniß vom Consul Weber in Beirut bei sich führte, worin gesagt war, daß ihm zu glauben sei. Es war ein dunkelbraun gebrannter Gesell mit großem Schnurrbart und glattrasirtem Kopfhaar. Seine Kleidung bestand in einem rothen Fes, einem blauen Baumwollenhemd und dergleichen Beinkleidern. Sein Bündel konnte nicht viel mehr als noch ein Hemd enthalten, und ich glaubte ihm gern, daß die Beduinen ihn überall unangefochten gelassen. Beispielsweise, daß ein solcher Bursch zu Lande von Konstantinopel bis Jerusalem läuft und nachdem er sich hier wieder auffüttern lassen, sich, immer zu Fuß, nach Kairo arbeitet, sind so gewöhnlich, daß man sie als die Regel ansehen kann. Nichts hindert sie durchzusetzen, was sie sich vornahmen, weder Sonnenbrand, noch Hunger und Durst, noch die Unbekanntschaft mit der Landessprache, noch die Unsicherheit der Gegenden. Sie schlafen an Hirtenfeuern, und wenn sie keines finden, in der Weise Jakobs, wie er die Engelsleiter sah, auf dem bloßen, kalten, thauseuchten Erdboden, unter dem Kopf als Kissen einen Stein. Sie leben vom Fechten, was hier freilich selten mehr

als ein Stück trocknes Gerstenbrod einträgt. Die mangelnde Sprache müssen Geberden ersetzen. Werden sie ausgeplündert, so tragen sie es mit guter Manier bis zum nächsten Consulat oder Kloster. Man spricht viel von den weiten Wanderungen der orientalischen Derwische, aber diese deutschen Bettelbrüder sind bei weitem mehr zu bewundern, und wenn einmal die Nilquellen entdeckt werden, so geschieht es gewiß eher durch einen Handwerksburschen, als durch einen Gelehrten.

Man könnte ihnen darum trotz ihrer obigen Untugenden gut werden, wenn sie nicht gar zu schmutzig, ungezierlich und frech wären. Wird ihnen eine Gabe gereicht, so ist sie in der Regel schon in der nächsten Stunde vertrunken. Verweigert ihnen ihr Consulat die geforderte Unterstützung, so drohen sie mit Uebertritt zum Katholicismus oder gar zum Islam. Die Casa Nuova gewährt ihnen dreißig, das Hospiz funfzehn, das Johanneskloster drei Tage lang unentgeltlich Wohnung und Zehrung, und nicht häufig begibt sich, daß einer Jerusalem eher verläßt, als bis er sich durch alle diese Anstalten hindurchgegessen hat. Die Mönche machen nicht eher Versuche, die protestantischen Gäste zu bekehren, als bis die ihnen gestattete Frist des Aufenthalts im Kloster verstrichen ist. Dann muß das Gute, was der Strohmer ferner zu genießen wünscht, mit der Erklärung, katholisch werden zu wollen, erkaufte werden. Die meisten schnüren hierauf ihr Bündel. Andere zeigen dann Geschmack an der Messe und drücken nur den billigen Wunsch aus, erst näher mit dem Glaubensbekenntniß Roms bekannt gemacht zu werden, und die Klügern unter ihnen wissen den Mönch, der ihnen dann den Katechismus erläutert, durch ihre Einwürfe noch Wochen hinzuhalten. Sind die Widerstandsmittel verbraucht, so machen sie sich davon, und das Kloster ist der gefoppte Teufel. Gewissenlosere treten ohne Zaudern über, lassen sich noch eine Weile verpflegen und schütteln, wenn sie endlich doch fort müssen, vor dem Thor den neuen Glauben ab, bisweilen, um ihn im nächsten Kloster noch einmal anzunehmen und wieder abzuschütteln.

Viele mögen auf diese oder andere Art untergehen, und Glücksfälle, wie der vor Kurzem vorgekommene, durch den ein deutscher Schreinergeßel zunächst auf Grund seines Namens — er hieß Kapitän — zu Ehren und Würden und einer reichen Frau gelangte, sind im Morgenland so wenig an der Tagesordnung wie bei uns. Besagter Schreinergeßel hatte sich nach mehrjährigem Herumstreichen nach allen vier Winden in Konstantinopel ein Sümichen zusammengesochten, mit dem er nach Kairo ging, wo er sich als Photograph aufthat. Hier wollte das Geschäft anfangs nicht recht gehen. Da hörte der Sohn des Vicekönigs von dem photographirenden Kapitän, nahm den Namen für einen Titel, ließ ihn zu sich kommen und fand an dem aufgeweckten Burschen so viel Gefallen, daß er ihn — wer fragte auch im Orient groß nach

der Vergangenheit? — bei sich behielt und bald nachher zu seinem Adjutanten ernannte. Als solcher kam er mit dem Prinzen nach Konstantinopel zurück, bewegte sich hier mit Geschick in der vornehmen Gesellschaft und heirathete endlich, von seinem Gebieter dazu aufgemuntert und ausgestattet, die Tochter eines der reichsten von den deutschen Bewohnern Peras. Es ist gar nicht undenkbar, daß er noch einmal eine Rolle spielt und als oberster Günstling Aegypten beherrschen hilft. M. B.

Militärische Tagesfragen.

3.

Die preussische Infanterie.

Die Soldaten der preussischen Infanterie sind ohne Frage körperlich kräftiger als die der französischen; dagegen fehlt es den ersteren immer noch an der Gewandtheit der letzteren. Von Natur ist der norddeutsche Bauer und Handwerker eher gelenkiger und ganz gewiß intelligenter als der französische, dagegen wird auf die Einzelausbildung des französischen Soldaten in jeder Art von Körperübung noch heute mehr Werth gelegt, als auf die des preussischen. Indessen ist in Preußen seit zehn Jahren in dieser Beziehung auch ungemein viel geschehen und wir sind der Meinung, daß die Vortheile, welche hier der Franzose vor dem Norddeutschen voraushat, viel weniger in dem Unterschied der Uebung, als in andern Umständen ihren Grund haben. Ein sehr guter Beobachter, ein norddeutscher Offizier, wenn wir nicht irren, Hundt v. Hafften, sagt einmal: wenn man das Exercitium eines französischen Bataillons mit dem eines preussischen vergliche, so sähe das letztere ungemein vortheilhaft hervor, sähe man dagegen eine Anzahl französischer Bataillone manövriren, so würden diese Manöver mit einer Gelenkigkeit und einem Ensemble ausgeführt, gegen welche die Preußen weit zurückblieben. Dies ist eine der richtigsten Vergleichen preussischer und französischer Infanterie, welche wir noch jemals gefunden haben, und die jeder unparteiische Beobachter unterschreiben wird. Es liegt hier unserer Meinung nach der ganze Haken. Es wird in Preußen noch immer, gemäß den Traditionen der alten Schule, an welchen man mit Zähigkeit hängt, im Verhältniß zu viel Werth auf die Detailausbildung kleinerer Truppenkörper, der taktischen Einheiten gegeben, und der dabei herrschende Pedantismus verdirbt wieder, was zuerst durch die körperliche Ausbildung des einzelnen Mannes gewonnen worden ist und, indem er dann auch auf die Manöver größerer Truppenkörper, ganzer